Zurück zur Überblicksseite der Essays

Die Schmach benennen – über die Notwendigkeit, den Anfang zu zeigen

Ein Essay zur Frage, was das Lied „Ludwigs Lied„ darf und muss

Stefan Budian, April 2026

Ein befreundeter Politiker, erfahren im öffentlichen Diskurs über Erinnerungskultur und historische Verantwortung, hat mich gewarnt. Der Text des Liedes, so sein Einwand, dürfe nicht unkommentiert das Gefühl der nationalen Demütigung benennen, das nach dem Ersten Weltkrieg weite Teile der deutschen Bevölkerung erfasste. „‚Versailles hat uns die Würde weggenommen' würde ich nicht sagen“, schrieb er. „Das ist die Ideologie der Deutschnationalen und der Nazis.„

Er hat recht. Und er vereinfacht.

Er hat recht, weil dieser Satz – als politische Aussage, als Programm – tatsächlich die Dolchstoßlegende reproduziert: ein kollektives deutsches „Wir“, dem etwas angetan wurde, von außen, durch Feinde. Als Bekenntnis wäre er unerträglich. Als Forderung wäre er gefährlich.

Aber im Lied ist er keines von beidem. Er ist die Stimme eines jungen Mannes aus Kaiserslautern, Ende der zwanziger Jahre, der so dachte. Der es wirklich so fühlte. Dessen Leben, dessen Weg, dessen spätere Verbrechen nur verstehbar werden, wenn man dieses Gefühl ernst nimmt – nicht gutheißt, aber ernst nimmt.

Genau hier liegt die Gratwanderung, die das gesamte Projekt begleiten wird.

Die Pariser Vorortverträge und das Gefühl der Schmach

Der Versailler Vertrag von 1919 war nicht nur eine politische Neuordnung. Er war – in seiner Wirkung, nicht unbedingt in seiner Absicht – ein Dokument der moralischen Zuschreibung. Artikel 231, die sogenannte Kriegsschuldklausel, legte die alleinige Verantwortung für den Ersten Weltkrieg auf Deutschland und seine Verbündeten. Sie war die juristische Grundlage für die Reparationsforderungen, aber sie war auch etwas anderes: eine kollektive Beschuldigung.

Diese Erfahrung war nicht deutsch allein. Der Vertrag von Trianon, 1920, der Ungarn zwei Drittel seines Territoriums kostete, hinterließ eine Wunde, die bis heute nicht vollständig verheilt ist. Die Sykes-Picot-Vereinbarung von 1916 und die daraus entstandenen Grenzziehungen im Nahen Osten schufen Konflikte, die Generationen andauern. Das Gefühl der Schmach – der aufgezwungenen, ungerechten Niederlage – war kein deutsches Spezifikum. Es war eine der zentralen emotionalen Erbschaften des Ersten Weltkrieges.

Das bedeutet nicht, dass die Nazis dieses Gefühl nicht instrumentalisierten. Es bedeutet nicht, dass die Erzählung der Schmach nicht zur Legitimation von Verbrechen missbraucht wurde. Es bedeutet: Das Gefühl war real, bevor es ideologisch überformt wurde. Ludwig Breining hat nicht in einer Welt gelebt, die von Historikern geordnet war. Er lebte in einer Welt, in der sein Vater mit leeren Händen

zurückkam. In der Hunger und Inflation zum Alltag gehörten. In der eine Identität zerbrochen war und eine neue angeboten wurde.

Die Struktur des Liedes und die Frage der Autorschaft

„Ludwigs Lied„ arbeitet mit drei Ebenen: dem Jungen, dem Ewigen und dem impliziten Erzähler, der am Ende das Wort ergreift. Die erste Strophe gehört dem Jungen. Sie ist seine Sprache, seine Welt, seine Überzeugung. „Versailles hat uns die Würde weggenommen“ ist nicht die Aussage des Liedes – es ist die Aussage Ludwigs, rekonstruiert aus dem, was er war.

Die letzte Strophe gehört einer anderen Instanz. Sie ist kühler, distanzierter, unerbittlicher:

Ich kann erzählen nur: *von einem Mann aus Kaiserslautern,* *der glaubte.* *Und marschierte.* *Und mordete.* *Und ohne zu zweifeln starb.*

Drei Verben stehen gleichwertig nebeneinander. Glauben, Marschieren, Morden – für Ludwig war das eine einzige Bewegung, ungebrochen, ohne Riss. Das *ist* das Urteil. Nicht ausgesprochen von einem Richter, nicht kommentiert, nicht erklärt – aber unmissverständlich. Wer nach diesem Text fragt, ob Ludwig freigesprochen wird, hat ihn nicht zu Ende gelesen.

Der Refrain stellt eine Frage, die keine rhetorische ist: *„Lässt sich das verurteilen? / Oder nur beschreiben?„* Die letzte Strophe antwortet darauf nicht direkt. Sie beschreibt. Und in dieser Beschreibung liegt das Urteil: wer jemanden einen Mörder nennt, ohne Aufruhr, als einfache Tatsache, hat mehr gesagt als jede Anklage.

Warum das Nichtbenennen scheitern würde

Der Einwand meines Freundes hat eine implizite Logik: Wenn ich das Gefühl der Schmach nicht benenne, kann es nicht missverstanden werden. Wenn Ludwig kein Subjekt seiner Überzeugung ist, sondern nur Objekt einer Manipulation, dann ist die Botschaft eindeutig.

Diese Logik hat einen Preis. Und der Preis ist hoch.

Primo Levi hat in seinen Zeugnissen immer wieder darauf bestanden, die Täter zu verstehen – nicht um sie zu entschuldigen, sondern weil ohne Verstehen die Schuld abstrakt bleibt. Ein Ludwig, der von vornherein als Fanatiker gezeichnet wird, als jemand, dem das Böse gewissermaßen in die Wiege gelegt wurde, ist eine beruhigende Figur. Er ist nicht wie wir. Er ist eine Ausnahme. Wir wären anders gewesen.

Das ist die bequemere Position. Und sie ist historisch falsch.

Christopher Brownings Studie über das Reserve-Polizeibataillon 101 – *Ordinary Men* – hat gezeigt, dass die Männer, die zu Massenmördern wurden, keine Ausnahmen waren. Sie kamen aus normalen Familien, hatten normale Biografien, normale Gefühle. Was sie zu dem machte, was sie wurden, war ein Prozess – ein Prozess, den man verstehen muss, wenn man ihn verhindern will.

Ludwig Breining ist für das Projekt „Ludwig – Überfall und Überzeugung“ kein Symbol des abstrakten Bösen. Er ist ein konkreter Mensch aus Kaiserslautern, der einen Weg ging. Dieser Weg hatte einen

Anfang. Und der Anfang war das Gefühl: Wir wurden gedemütigt. Wir wurden übergangen. Wir gehören zu etwas, das größer ist als diese Demütigung.

Wer diesen Anfang nicht benennen darf, kann den Weg nicht zeigen. Wer den Weg nicht zeigen kann, kann nicht erklären, wie aus dem Jungen ein Mörder wurde. Und wer das nicht erklären kann, hat am Ende nur eine Botschaft: Es gibt böse Menschen. Hüte dich vor ihnen.

Das ist keine Immunisierung. Das ist ihr Gegenteil.

Der Befehlsnotstand und die vollständige Schuld

Eine zweite Gratwanderung betrifft die Frage der Verantwortung. Das Lied nennt Ludwig einen Mörder. Das ist, für die Nachkommen und für die Öffentlichkeit in Kaiserslautern, keine leichte Aussage.

Sie ist historisch gerechtfertigt. Die Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen in Ludwigsburg hat nach jahrzehntelanger Forschung festgestellt, dass kein einziger Fall bekannt ist, in dem die Weigerung, an der Ermordung von Zivilisten teilzunehmen, mit dem Tod des Verweigerers bestraft wurde. Wer sich weigerte, wurde versetzt. Das war keine angenehme Konsequenz. Es war auch keine tödliche.

Das bedeutet: Die Männer, die mordeten, hatten eine Wahl. Sie haben sie getroffen. Ludwig Breining hat sie getroffen.

Das Lied sagt das nicht anklagend. Es sagt es als Tatsache. *Und mordete.* Kein Ausrufezeichen. Keine Emphase. Nur das Wort, gleichwertig neben den anderen.

Aber – und das ist entscheidend – diese vollständige Schuld ist nur vollständig, weil der Anfang gezeigt wird. Ein Mörder ohne Vorgeschichte ist eine leere Kategorie. Ein Mörder, der als junger Mann glaubte, er handle aus Überzeugung, aus Loyalität, aus dem Gefühl heraus, einer größeren Sache zu dienen – dieser Mörder ist eine Herausforderung. An uns. An unser Selbstbild. An unsere Überzeugung, dass wir anders wären.

Das Projekt und seine Absicht

Das Projekt „Ludwig – Überfall und Überzeugung„ stellt nicht die Frage: War Ludwig schuldig? Diese Frage ist beantwortet. Er war Sturmführer der SA, er marschierte in Polen ein, er trug Verantwortung für das, was geschah.

Das Projekt stellt die schwierigere Frage: Wie wurde er dazu?

Diese Frage hat eine politische Dimension, die über Ludwig hinausgeht. Wir leben in einer Zeit, in der das Gefühl der nationalen Demütigung wieder mobilisiert wird – in unterschiedlichen Kontexten, mit unterschiedlichen Inhalten, aber mit einer erschreckend ähnlichen Struktur. Das Gefühl: Uns wurde etwas weggenommen. Wir müssen es zurückholen. Wir gehören zu etwas Größerem.

Wer diesen Mechanismus nicht benennt, kann ihn nicht erkennen. Wer ihn nicht erkennen kann, ist ihm schutzlos ausgeliefert.

Das Nichtbenennen, das mein Freund vorschlägt, würde genau das verhindern, was das Projekt leisten soll: eine Immunisierung durch Erkenntnis. Nicht durch Moralisieren. Nicht durch Verurteilung. Durch das Zeigen des Weges – von Anfang bis Ende.

Schluss: Was das Lied dem Hörer zumutet

„Ludwigs Lied“ vertraut dem Hörer. Es erklärt nicht. Es kommentiert nicht. Es stellt nebeneinander: das Gefühl des Jungen, den Weg des Erwachsenen, die Benennung am Ende. Es fragt: *Lässt sich das verurteilen? Oder nur beschreiben?*

Und dann beschreibt es. Und in dieser Beschreibung liegt – für jeden, der zuhört – die härteste Antwort: Ja. Es lässt sich verurteilen. Aber nur, wenn man es zuerst versteht.

Mein Freund will mir die Arbeit abnehmen, die der Text dem Hörer zumutet. Das ist ein politischer Reflex, verständlich in seiner Vorsicht, aber falsch in seiner Konsequenz. Kunst, die niemanden überfordert, ist Propaganda – gerade dann, wenn sie gut gemeint ist.

Das Lied überfordert. Es soll überfordern. Es zeigt einen Menschen, der glaubte – so echt, wie man nur glauben kann, wenn man jung ist und die Welt brennt. Und es zeigt, was aus diesem Glauben wurde.

Das darf es. Das muss es.

Dieser Essay ist Teil der fortlaufenden Dokumentation des Projekts „Ludwig – Überfall und Überzeugung„ und erscheint im Kontext der Werkgenese von „Ludwigs Lied“.

Zurück zur Überblicksseite der Essays

From:
https://stefanbudian.de/ - **Stefan Budian**

Permanent link:
https://stefanbudian.de/doku.php?id=ludwig:essays:was-darf-ludwigs-lied

Last update: **2026/04/28 13:35**